DE PROFUNDIS AMAVI

von

Karl Ernst Theodor



De Profundis Amavi

Vom gleichen Verfasser erschien:

Alexius, ein Weltfriedenstraum

Julius Caesar Vanini, ein philosophisches Gedicht

DE PROFUNDIS AMAVI

von

Karl Ernst Theodor

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow

Mater Coeli

Ich fühle deinen Atem leise wehn
Durch diese Dämmerung, und das Gefilde
Ertönt von deinem wunderbaren Schritt.
Groß ist dein Auge an des Himmels Bogen,
Wenn sich im feuchterglühenden Westen öffnet
Der weiße Stern der Liebe und die Nacht
Hinbreitet ihr Gewand von blauem Samt.
Hörst du mich, Ew'ge, wenn ich dann dich rufe
Von meiner fernen Erde, die am Saum
Von deinem Mantel ganz verloren brennt?
Weltmutter, hörst du mich, bist du mir nah? —
Ich fühle deinen Atem leise wehn,
Ich höre deinen Schritt am Himmel hallen,
Und wo dein Fuß gerauscht, erglühn die Sterne,
Und selig ist, wer deinen Glanz erschaut.

Alte Zeit

Es breitet eine Dämm'rung sich herein:
Groß ist die Nacht und dunkel ihre Liebe.
Und Winde wehn herein, und süßer Duft
Ist in den Winden und ein Gruß von dir.
Nun bebt das Licht und flackert, und es quillt
Ein Geigenton von ferne, und es knistert
Von einem Schritt im Dunklen, und es rauscht
In den Gardinen und ist wieder still. —
Und einsam brennt das Licht, der Geigenton
Ist hingeschlafen, und die Winde ruhn.
Schwer liegt die Nacht im Fenster, und es schweigen
Die Bäume wie im Schlaf, und nur das Heimchen
Zirpt in den Bäumen. Und die alte Zeit
Ist wach in dieser Nacht, und alles Leben
Lebt wieder, wie es einst gelebt, und quillt
Und flutet süß und schwer und süß und schwer,
Als wären diese Jahre nie gewesen
Und nie ein Traum gegangen durch die Jahre,
Und nie ein Schmerz. — Lösch aus, du wehend Licht:
Groß ist die Nacht und dunkel ihre Liebe.

Dort liegt das dunkle Haus, wie liegt es da
Voll Ruh und Frieden! Niemand steht am Tor,
Die Nacht glänzt in den Fenstern, und die Linde
Hat ihre Zweige tief herabgesenkt. —
Der Schlüssel kreischt im Tor, es knarrt die Tür.
O Mondlichtsfrieden in dem heil'gen Raum!
Vertrocknet stehn die Blumen in den Vasen,
Der Kranz von Immortellen ist verblaßt.
Die Bilder hängen schweigend an der Wand,
Und aus verschloßnen Fächern quillt ein Duft
Von welken Rosen,
Und wie ein Schatten regt sichs in der Luft.
Wie einsam wohnst du hier, du arme Seele! —
Nun weht die Nacht herein, nun plaudert wieder
Der Brunnen unterm Fenster, und es steigt
Die alte Zeit herauf, und viele Jahre
Versinken wie ein Traum. Auf springt die Tür:
Da steht es wieder lächelnd auf der Schwelle.
Es singen Geigen, o entschwinde nicht,
Du selige Zeit! —
Die Straße klingt von einem fernen Schritt.
Der Schritt verhallt, und wieder schweigt die Nacht,
Und nur der Brunnen plaudert durch die Gassen!
Wach auf, du süße Seele dieses Orts,
Ich fühle deinen Hauch, ich ahne dich,
Wie du im Dunklen gehst, ich seh dich funkeln,
Wohin ich blicke. O, du sprichst zu mir
In Springquells Plaudern und im Wehn der Nacht,
Im Duft des Flieders schmiegst du dich herauf

Aus deiner Gruft zu mir, des Heimchens Zirpen
Ist deiner Stimme gleich, und wie der Glanz
Des stillen Monds, so ruht dein Aug auf mir. —
Viel Jahre irrt ich in der Welt umher.
Nun will ich wohnen in dem dunklen Haus
Mit dir und durch der Nächte Frieden lauschen
Auf deinen heiligen Schritt.

Ich sah dich blaß und frierend stehn am Weg,
Wo viele Winde wehn und wo der Wandrer
Vorübereilt mit fremdem Herz und Schritt.
Und wie im Traum ergriffst du meine Hand
Und gingst mit mir und schlugst herauf zu mir
Dein großes Auge, das so gläubig war
Und wie das offne Fenster einer Welt,
Durch das Gott-Mutters tiefe Schönheit lächelt,
Und darum, Seelchen, hab ich dich geliebt.

Nicht wüßt ich, arme Seele, Süßres mir,
Als dem Gesang zu lauschen, den du singst
Und der so zart ist wie ein Geigenton
In einem dunklen Zimmer, das gefüllt
Mit Mondenschein und Lindenblütenduft.
O singe, Seelchen, singe süß und lang
Und hör mir nimmer auf, bis daß mein Herz
Sich sattgetrunken hat an deinem Wohllaut;
Und bis der Mond erlischt, und bis der Wind
Den Duft der blühenden Bäume fortgetragen,
Und bis wir tief in Schlafes Armen ruhn,
Und bis der Schein des grauen Tags der Geige
Zersprungne Saiten küßt und du und ich
Nicht mehr auf einem Stern zusammen wohnen
Und nicht mehr wissen, daß wir uns geliebt.

Ich fühl das Wort auf deiner Lippe brennen,
Das du nicht sagen kannst, o glaube mir,
Ich fühl das Wort, das leise: Denke mein!
Ich fühle, wie dein Mund sich quält und müht
In seiner Einsamkeit, ich hör ihn stammeln
Und leide mit ihm seine stumme Qual.
O sei nicht bang, daß du nun schweigen mußt
Und mir das leise Wort nicht sagen kannst.
Ich hör es immer, und ich denke dein.
Und fühle deine Seele immer schweben
Im Dunkel neben mir, so nah, so nah,
Es ist, als könnt' ich ihr die Hände reichen
Und leise streicheln ihre blassen Wangen,
Bis ich dann fühle: deine Wange lächelt
In einer andern Welt, dahin die Hand
Des Menschen niemals reicht und nur das Denken
Die bleiche Straße findet durch die Nacht.
Und ich, ich wandre immer auf der Straße. —
So sei nun still, Geliebte, habe Frieden.
Wir ruhen beide in der Mutter Hand.

Wie damals unsre Welt in Frieden lag!
Die Sonne ging am Himmel auf und nieder,
Im Garten duftete der weiße Flieder,
Und Bienen summten durch den stillen Tag.

Vom Dorf herauf ein ferner Glockenschlag,
Und wie im Traum verwoben sich die Stunden,
Bis sich die Dämmrung heimlich eingefunden,
Und Abendsonne in den Fenstern lag.

Da blühte deine dunkle Seele auf.
Wie ein Gestirn in sanften Lichtern spielend
Ging ihre Schönheit mit der Nacht herauf.

Und Glut an Glut in süßem Wechsel kühlend,
So stiegen wir zu unserm Stern hinauf,
Weltmutters Frieden dumpf und selig fühlend.

Und aus der Tiefe voll Duft und Schatten
Aufbricht nun der Seele verborgenste Blüte
In Lieb und Glauben und hebt sich sehnend
Zum fernen Azur, nach Küssen trunken
Des himmlischen Lichts; da zittert leis
Die Schwelle von Schritten, und über die Erde
Kommt fern herüber ein wehender Schatten
Und schmiegt sich fröstelnd ans glühende Herz
Des wachen Bruders und flüstert und spricht:
„Hast du vergessen mein tiefes Stillsein
Und meine Armut und Müdigkeit?
Wie soll ich ruhn in der finstern Kammer,
Wenn ich dich nicht fühle und dein Gewissen
Im Dunkel wachend an meiner Seite?“ —
Die Sonne erlischt, es wandern die Wolken
Und hüllen das Auge der hehren Mutter
In tiefe Schatten und dämmernde Nacht.
Einschlafen die Winde, und schweigend wendet
Der Seele Strahl sich wieder nach innen
Zum stillen Lager der dunklen Toten.

Und wie der Abend sinkt, da sinkst auch du
Herab auf mich. Ich fühle nun, wie still
Die Welt und müde ward und wie ergriffen
Von Trauer, und ich schaue auf und weiß,
Was ich vergessen konnte durch den Tag:
Daß du noch bist und immer um mich schwebst
In all der Zeit und mit der Dunkelheit
Wieder lebendig wurdest, mich zu grüßen.
Und Dunkelheit und Trauer, sie sind eins
Mit dir. Und also beug ich mich
Vor deiner Dunkelheit und deiner Trauer,
Die immer dichter wird und schwerer lastet
Und alles Leben unter sich begräbt.
Nicht süßer kann der Tod herniedersinken
Als dieses dunkle Unsichtbare. Schweig
Und bete an.

Zerfallene Rosen in den Fächern
Und Duft aus alter Zeit.
Vergilbtes Blatt, verblichnes Band,
Ein Kranz, zerbröckelnd in der Hand.
O Staub der Endlichkeit! —
Sommernacht! Das Heimchen zirpt im Baum,
Rings die Welt in Frieden und in Traum.
Lampe funkelt, Falter kommt und schwirrt
Aus der blauen Nacht hereingeirrt,
Trunken von der Lindenblüte Duft.
Manchmal regt sich feucht und schwer die Luft,
Windesflügel schlägt und Quelle singt
Unterm Fenster, und vom Himmel klingt
Der Gesang der Sterne, die da gehn
Wie die Stunden, einsam, still und schön. —
Warst nicht du bei mir, der Welten Licht,
Lächelnd wie des Himmels Angesicht?
Wie die Nacht so lieblich und so groß,
Tief geöffnet wie der Ewigen Schoß?
Mildes Auge, Glanz auf allem Sein,
Duft der Lilien und der Rosen Schein?
Heimchens Zirpen warst du sicherlich,
Und des Brunnens Plätschern sang nur dich. —
Leise fielen dir die Augen zu,
Welt ward dunkel und versank wie du.

Winde schwiegen, Sterne löschten aus,
Heimchen schlief und Quell und Baum und Haus,
Und ich fühlte, was nun wirklich ist,
Daß du namenlos und heilig bist,
Neigte tief erschauernd mich vor dir.
Doch du gingst schon strahlend über mir. — —
Welke Rosen, Duft aus alter Zeit,
Staub und Trümmerwerk der Endlichkeit!

Gestern warst du dunkel,
Heute bist du hell,
Morgen schwebst du ferne
Wie das Licht der Sterne
Und entschwindest schnell.

Alte, alte Weise
Klingt in jeder Nacht,
Mond geht seine Reise,
Und es hallen leise
Schritte durch die Nacht.

Und es steht am Fenster,
Und es raunt herein,
Lächelt süß und trauert
Und verweht und schauert
Um der Lampe Schein.

Draußen stehst du in der Nacht,
Und ich geh nicht, dich zu grüßen.
Mond am Himmel ist erwacht,
Dämmert durch der Bäume Nacht,
Und die Stunden fließen, fließen.

Ruhelos heraus, herein
Gehn die Winde, wehn die Winde.
Stille sein und dunkel sein,
Müd vom Tage und allein;
Schweigt ihr Winde, schlaft ihr Winde.

Draußen stehst du und allein,
Siehst das Haus im Dunkel liegen,
Blasser, süßer Mondenschein
In den Fenstern, und im Hain
Nacht sich wiegen, Nacht sich wiegen,

Fern im Traum ist Ruh, ist Ruh,
Licht und Schmerzen abgeschieden.
Seelenauge schloß sich zu,
Einsam gehst und wandelst du
Um das Haus und seinen Frieden.

Wehe, finstre Nacht,
Weh und rausche durch die Zimmer,
Lösch ihn aus, den müden Schimmer,
Der so einsam wacht
In der tiefen Nacht.

Herz, wie wardst du alt,
Wie verloren und verlassen
Lauschst du in die dunklen Gassen,
Bis der Schritt verhallt
Fernhin nach dem Wald!

Weht und schauert nur
Nacht im Baume, Tod im Baume.
Und es klagt vom Waldessaume,
Klagt und hat nicht Ruh:
Komm doch, komm doch du!

Wie du erblühtest, blühte auch die Welt,
Wie du aus deinem Schlaf erwachtest, klang,
Was an den Dingen das Geheimste ist
Und nur die Seele schaut. Wie schliefst du lang,
Wie kannt' ich lang dich nicht, wie war mein Auge
Gehalten, daß es deinen Glanz nicht sah
Und viele Jahre wie im Nebel ging,
Dieweil du schon dich regtest neben mir
Und auf mich schautest mit dem warmen Blick
Der Göttlich-Guten!
Und wie nun kam dein Zauber über mich
In einer Frühlingsnacht und nahm mich hin,
Daß sich mein Denken ganz in dich verlor
Für Zeit und Ewigkeit, du Weiche, Süße!
Hin bist du, in das All zurückgeschwunden
Zur hohen Mutter, leuchtest als ein Stern
An ihres Mantels schimmernd-hellem Saum.
Ich aber seh nur dich und hör nur dich
Und fühl und bin entzündet nur von dir
Und schwebe hin durch dich und schlaf in dir,
Und wenn ich früh erwache, ach, du bist's,
Die in mir aufersteht. Und wenn die Dämmerung
Ins Zimmer schleicht, so hör ich deinen Schritt;
Und wenn die Winde flüstern um das Haus,
Schweig, Herz, du weißt es ja, wer draußen wartet
Und nach den hellen Fenstern lauscht und ach
Den Fuß nicht auf die Schwelle setzen mag. —
So geht die Nacht vorüber, Tür und Fenster
Stehn offen, aber niemand tritt herein,
Nur Dunkelheit und Schweigen und am Morgen
Ein kühler Hauch wie aus dem Mund des Todes.

Viel Jahre sind durch dieses Tal gegangen,
Und manche Blüten brachte ihm der Lenz,
Der niemals Alternde; und Sommers Gluten,
Sie haben schwer gelastet auf der Halde,
Und Winters Schnee hat alles zugedeckt
Mit Einsamkeit und Schweigen. Aber lieblich
Wie einst fließt noch der Hügel sanfte Welle
Zum Strom hinunter, der sein lichtes Band
Von Silber durch die Abendsonne schlingt.
Und in der Luft liegt noch ein goldner Schimmer
Aus alter Zeit. — —

Durch der Tage Totenfeier
Klingt ein Lied aus alter Zeit,
Wehmut webt die süßen Schleier
Leise durch die Dunkelheit.

Und der Mond blickt trüb und trüber,
Und die Sterne stehn verhüllt,
Und es schwebt an mir vorüber
Ein Geheimnis und ein Bild.

Ist, als wollt's lebendig werden,
Wieder durch das Leben gehn
Und noch einmal hier auf Erden
Lächeln, leiden und verwehn.

Wie dunkel bist du heut. Nur mühsam redet
Dein Mund durch diese Nacht. Ich knie und lausche
An deinem Bild und hebe mich zu dir,
Doch du bist fern und wandelst dich vor mir
Hinweg durch Finsternisse ohne Ende
Und gibst mir keinen Strahl. Hier glüht ein Licht;
O stille Kerze, weise mir den Weg
Zum Thron der Mütterlichen. Und es weht
Ein Wind; o trag mich, süßer Hauch, zu ihr.
O Erde, tu dich auf, o Wand zerbrich
Und laß mich sinken in das tiefe Leuchten.
Wer stieß mich draus hinweg in diese Nacht
Und diese Kälte?

Es erhebt sich in der Nacht,
Will am leisen Licht sich trösten,
Armes Herz der nie Erlösten,
Wacht und sinnt und sinnt und wacht.

Kerzenlicht hat blassen Schein,
Flattert wie ein müdes Lächeln
Durch das Dunkel, und es fächeln
Winde einen Duft herein.

Süßer Duft aus blühendem Baum,
Meine Seele kennt dich wieder,
Und sie singt sich alte Lieder
Wie im Traum, wie im Traum.

Ich fühle, daß du fortgegangen bist
Aus diesem Schweigen,
Das in den Gärten lagert liebeleer.
Und aus des Abends Dämmrung gingst du fort,
Die einst uns lieber als die Sonne schien,
Wenn sie vom Tal herauf mit weichem Schritt
Zu uns ins Zimmer trat und bei uns wohnte
Mit zartem Stillesein und alle Blumen
Und alle Seelen süßer duften ließ.
Und fortgegangen bist du aus dem Frühling.
Wie ist er müde ohne dich und matt,
Vergangner Schönheit langsam sich erinnernd
Nur wie im Traum, nur wie in tiefem Traum
Und rasch die holde Flamme wieder löschend
Wie mit erschrockner Hand. Nur Vögleins Ruf
Klingt hell wie damals und zerreißt das Schweigen,
Darin du nicht mehr bist, mit wehem Schrei.

Und fortgegangen bist du aus der Welt,
Ich weiß es wohl, sie liegt nun stumm und tot
Und dunkel da in der Unendlichkeit,
Ein Kind im Schlaf, verlassen von der Mutter.
Und rings umher ist Nacht, und nur die Sonne
Brennt, eine blasse Flamme, in dem Dunkel,
Und niemand wacht bei deinem Kind, o Mutter.
Sieh doch die dumpfe Trauer in den Zügen
Des Schlafenden!

Du nahmst dein Licht und deine Pracht
Und deine Herrlichkeit
Und stiegst hernieder in die Nacht
Und hast die Sonne mir gebracht
Und die Unendlichkeit.

Und ruhtest eine Stunde tief
In meiner Dunkelheit.
Und als mein Herz in deins entschlief,
Da gingst du wieder, denn es rief
Nach dir die Ewigkeit.

Nun such ich dich im grauen Land
Der Erde immerdar.
Und manchmal, wenn das Licht entschwand,
Dann leuchtet vor mir dein Gewand
Im Dunkel wunderbar.

Ich hör eine Stimme aus der Nacht
Die spricht: Das mögst du wissen, lieber Bruder,
Ich bin mit meinem Denken stets bei dir,
Wo du auch gehst und stehst am langen Tag,
Ich bin dir immer nah und bin dir gut.
Und wenn das Glöckchen läutet in der Früh
Vom Tal herauf, so ist mein Herz nicht fern:
Es steht und wartet hinter jenen Bäumen,
Den vielgeliebten, um mit dir zu gehn,
Sei's einen Schritt nur durch den stillen Morgen;
Und also fort am Tag, und wenn der Abend
In Frieden dämmert über das Gefilde,
Weltmutter durch den Himmel funkelnd geht
Auf weiter, heil'ger Flur, ich bin nicht fern,
Und warte draußen auf der dunklen Gasse,
Bis deiner Fenster Schimmer sich erhellt,
Und ganz so leis wie dort der müde Mond
Am Himmel schreitet, geht mein Herz mit dir.

Wieder geht der Tag zu Ende,
Wieder geht mein Geist zu dir.
Dämmrung deckt die blassen Wände,
Und ich fühle deine Hände
Leis und dunkel über mir.

Welch wunderliches Dasein führst du nun,
Du Abgeschiedene! Wo nur ein Grund
In meiner Seele fern und einsam ist,
Da steht dein Haus und birgt dich, schlafende
Geliebte! — Sinkt die Nacht dann über mich,
Sind alle Sterne hell und ich nur dunkel,
Dann hebt dein regsam Geisterleben an:
Du trittst aus deinem Haus und schreitest klingend
Den Weg hinab ins sanfte Hügelland
Der wogenreichen Erde, findest wohl
In einem fernen, blütenhellen Tal
Der Seele blassen Kern in Blumen träumend,
Und wie du deinen Duft herniedertaust,
Ergreift mein Wissen dich, und wir sind eins. —
Nun blühen wir, nun geht die Wanderschaft,
Die seelenfrohe, über goldne Auen,
An Flüssen hin, die in der Sonne glänzen.
Ich seh dich bei mir stehn, so hell und nah
Wie nie im Leben. Liebe, liebe mich!
Und dann, warum den Weg, warum nicht diesen?
Warum verwehst du und warum zergeht
Das Bildnis deiner Schönheit in der Luft? —
Noch schauerts in den Birken, die am Weg
Verlassen stehen. Durch ihren grünen Schleier
Schwindet dein Geist mit leisem Flüstern fort
Und läßt mich in der kalten Welt allein.

Und wieder steigt dein Bildnis mir herauf.
Aus leeren Schluchten einer langen Nacht
Erhebt sich ein Geraunel wie von Lippen,
Die mit sich selber reden, und ich sehe,
Wie sich ein Schatten wendet hin und her
Und kommt und wieder kommt und wieder geht
Und so die lange Nacht, und steht im Schein
Des Monds gelehnt am Fenster und ist bleich
Und fließt im weißen Licht und weht hinaus
Und ist nicht mehr.

Selig bist du nun geworden,
Selig wie ein Traum des Lichts.
Und in flüsternden Akkorden
Geht dein Geist mit Engelsworten
Himmelsfrohen Angesichts.

Sonne glänzt auf deinen Wangen,
Tief im Finstern wandeln wir,
Und wir heben voll Verlangen
Unsre Hände von der bangen
Dunklen Erde auf zu dir.

Draußen stehn die alten Bäume
Schweigend in der Nacht,
Wie zu Stein gewordne Träume,
Und um ihre Wipfelsäume
Zuckt der Sterne Pracht.

Und der Brunnen spricht und plaudert,
Weiß ein Liedchen nur.
Und es naht der Mond und zaudert
Hinterm Busch, und heimlich schaudert
Rings die Kreatur.

Nebel fließen, wehn und steigen
Bis herauf zu mir.
Und durch dieses große Schweigen
Wandelst du, und heimlich neigen
Welten sich vor dir.

Die Glocken läuten, und es klingt die Luft
Und leuchtet Frühling, Sonne, Licht und Leben
Und eine neue Welt, ich aber wohne
Noch in der alten, die mir teuer ist,
Ist sie auch grau geworden, breitet sich
Ein Nebel über sie und eine Klage,
Und steht das Haus auch wie von Schmerz umflossen,
Mit seinen leeren Zimmern, die noch hallen
Von einem leisen Schritt. Die Winde wehn
Im Abendfrieden um das dunkle Haus,
Und aus den Gärten fließt ein Duft herein
Und lagert in den Räumen, und der Mond
Ist auch gekommen in das dunkle Haus.
Nur eine Seele fehlt. — —

Das weht so weich und linde
Durch den schlafenden Hain,
Das bebt mit den Kerzen im Winde,
Das flüstert in der Linde,
Das zittert im Mondenschein.

Durch die verwaisten Räume
Hallts manchmal wie ein leiser Schritt,
Und nachts in meine Träume
Rauschen die alten Bäume
Das Leid, das ich erlitt.

Und wieder kommst auch du, ich fühle dich
Über mein Herz hinrauschen ganz von ferne.
Und wird ein leiser Schritt sich zu mir wenden,
Und dunkles Auge aus der Dämmrung leuchten
Und auf mir ruhn, und hör ich dich nicht kommen
Wie durch ein unabsehliches Gefilde,
Und schweigen in mir, lang und tief und süß?

Kommst du durch die Nacht gegangen
Fremd und scheu und wunderlich,
Schmiegst die dämmerblassen Wangen,
Die voll Traum und Tränen hangen,
Leis an mich, so leis an mich.

Bringst vergangne Stunden wieder,
Die du scheidend mit dir nahmst,
Singst nur alte, alte Lieder,
Schauerst auf und gehst dann wieder
Stumm und traurig, wie du kamst.

Ich doch, in der Mittnacht Schweigen
Halt und lasse dich nicht los,
Über Wipfel, die sich neigen,
Wachsen wir hinauf und steigen
In die Sterne still und groß.

Singst du nun schlafen, Dunkle, ganz in mir
Und ich in dir, im weichen, süßen Kissen
Von deiner lieben Seele lang zu ruhn.
Zu fühlen nun, wie du, so leis, so gut
Der Dinge Glanz empfindest, deine Träume,
Die lieblichen, zu schaun und deine Sehnsucht,
Wie sie von innen funkelt, da ich sie
Von außen oft bewundert und geliebt.
Und dir nun laß ich alles, was so tief
In meiner Seele wogt, nimm du die Ruder
Und fahr hinaus aufs Meer und wiege dich
Und sieh, wie die Unendliche in mir
Sich leuchtend ausgebreitet. Trinke, trinke
Von all dem Licht, o trinke, liebe Seele!
Und wenn die Nacht dahin, so kehren wir
Ein jedes wieder in sein Haus zurück
Und opfern der Erhabenen und senden
Ein lieblich Dankgebet hinauf zu ihr.

Was geht so leise um mich her
Im grauen Dämmerschein?
Was webt und flüstert hin her
Und hebt die Lieder süß und schwer,
Schaut tief in mich hinein?

Mein Herz war wie ein blauer Grund
Den langen Nachmittag.
Nun kommst du in der Dämmerstund
Und machst es wieder krank und wund,
Daß es nur weinen mag.

Geh wieder, Schatten, in die Nacht
Und laß mir meine Ruh.
Bald ist mein Tagewerk vollbracht,
Dann komm ich zu dir in die Nacht
Und werde still wie du.

Manchmal in der blauen Stunde,
Wenn der ferne Tag zergeht
Und das Herz mit seiner Wunde
Stumm und traurig offen steht,

Ist mir wohl, als wenn mich riefen
Geister aus der alten Zeit,
Und als stieg aus ihren Tiefen
Traulich die Vergangenheit.

Leis wie Tränen taut es wieder,
Süß wie die Erinnerung
Ruht das dunkle Auge wieder
Auf mir in der Dämmerung.

Was im Herzen zuckt und trauert,
Wird dann still und schlummert ein.
Nur die alte Liebe schauert
Leise durch den Mondenschein.

Rühr mich nicht an, so sprachst du, und es bebte
Die Stimme dir, und du verschlossest dich
Auf viele Tage, und ich sah dich nicht
Und ging in Schmerz und Traurigkeit umher.
Und Abend war's, und auf den Wipfeln lag
Stillfeiernd Licht, und eine Stimme sang
In unsern Gärten. — —
Und wie die Dämmerung kam, da kamst auch du
Und standest bei mir, weiß im Abenddunkel,
Und deine Hände fühlte ich auf mir
Und deine Lippen, lieblich wie die Nacht,
Erlöserin und süße Heilandsbotin!
Und von uns fiel, was Erde war und Staub,
Und deines Wesens stillgewaltiger Strom
Riß mich hinauf, und brausend zogen wir
Nach fernen Himmeln.

Vöglein zwitschert noch im Baume,
Weiß ein altes, altes Lied;
Und es ruht die Welt im Traume,
Und herab vom Waldessaume
Nebel wallt und Nebel zieht.

Und die Sonne ist geschieden,
Und die Schatten sinken schwer,
Und durch diesen dumpfen Frieden
Die Gedanken gehn, die müden,
Hin und her und hin und her.

Ausgelöscht sind alle Stunden,
Ausgestorben Licht und Leid.
Nacht allein ist treu erfunden,
Und es tropft aus ihren Wunden
Tiefe, tiefe Dunkelheit.

Komm, du Dunkle, tritt zu mir herein,
Viele Tag und Wochen harrt ich dein.
Draußen liegt die Welt so kalt und weit,
Hier ist alles wie in alter Zeit.

Traulich brennt die Flamme im Kamin,
Funken knistern, und die Stunden fliehn.
Schweig und mach die müden Augen zu:
Hier ist süßer Frieden, Glück und Ruh. —
— — — — — — — — — —

Draußen durch die Bäume rauscht der Wind,
Uhren schlagen, und der Traum zerrinnt.
Langsam ist die rote Glut verloht:
Hier ist Schweigen, Einsamkeit und Tod.

Aller Seelen

Winkst du wieder leis hernieder,
Löst der Seele grau Gefieder
Aus der Erde dunklem Land,
Bringst ihr süße, ferne Grüße,
Botin seliger Paradiese,
Die die Seele einst gekannt,

Daß sie trauert, heimwärtsschauert,
Tod= und finsternisumlauert
Und begraben in der Zeit,
Die verlorne, lichtgeborne
Und vom Abgrund auserkorne
Fürstin der Unendlichkeit.

Dunkel bist du heut und groß,
Deine Flügel hör ich rauschen
Durch den Abend, und es lauschen
Welten bang und atemlos.

Stumm geöffnet steht dein Schoß,
Und die Seelen gehn und trauern,
Und sie schweben und sie schauern
Um die Wunde tief und groß.

Aus dem Abgrund bodenlos
Quillt es wie von Urgewalten,
Und es drängen sich Gestalten
Durch das Dunkel riesengroß.

Ich fühle, wie die Sterne gehn
Droben überm Dach,
So weiß und hell, so rein und schön,
Und ein Gelispel, ein Getön
Ist unterm Himmel wach.

Das brennt und funkelt, klingt und glüht
Und winkt sich durch die Nacht.
Das All ist wach und blüht und blüht,
Von allen Sternen klingt das Lied:
Groß ist deine Macht. —

Im Tale steht das dunkle Haus,
Glüht und funkelt nicht.
Die Winde wandern ein und aus,
Und Seelen wehn und löschen aus,
Einsam brennt das Licht.

Die Bäume schlafen nicht in dieser Nacht,
Und immer ist ein Wehn in ihren Kronen,
Und tote Seelen, die in Wipfeln wohnen,
Sie reden ruhelos in dieser Nacht.

Und näher kommt ihr Rauschen und Gestöhn
Und weckt die Geister aus des Grabes Tiefen.
Sieh, wie sie wandeln, die so lange schliefen! —
Und wieder schweigt ihr Rauschen und Gestöhn.

Und still ists nun, und düster brennt das Licht,
Einsamer Felsen in der Nächte Dunkel.
Und aus dem Grund erhebt sich ein Gefunkel,
Und Seelen wandern dort zum Weltgericht.

Mit dunklen Händen greift es durch die Nacht
Und tastet immer nach der alten Wunde
Und lastet auf der Seele manche Stunde
Und klagt und schauert durch die lange Nacht.

Und ist mit einem Wissen aufgewacht,
Das quillt und flutet aus verborgnem Grunde,
Und durch die Mauern spricht mit bleichem Munde
Der Glocke dumpfer Ton: Mein ist die Macht!

Hernieder rauscht der Hammer aufs Metall,
In ihren Gräbern wenden sich die Toten
Bei seines Eisens schauerlichem Fall,

Und müde Seelen, die noch leise lohten
Auf dunkler Glut, erzittern bei dem Schall
Und flackern auf und schwinden zu den Toten.

Wenn die Sterne wieder scheinen
Und der Lampe Schimmer wacht,
Über Gräbern, in den Hainen,
Hörst du, wie die Seelen weinen
In der langen, öden Nacht.

Und sie kommen, und sie schwirren
Nach der Fenster hellem Schein,
Und von ihrer Sehnsucht klirren
Dumpf die Scheiben, und sie irren
Wieder in die Nacht hinein.

Wie ein Ton von Glocken fallend
Scheucht, was Finsternis erschuf,
Also aus der Tiefe schallend
Und durch Welten widerhallend
Klingt ein Donner und ein Ruf.

Arme Seelen, schon erblassend,
Stehn vom langen Schlummer auf
Und, den Staub der Leiber lassend
Und die ewgen Hände fassend,
Dringen sie zum Licht herauf.

Wo des Himmels Blumen blühend
Stehn im Glanz von Anbeginn,
Schweben sie, dem Tod entfliehend,
Und sie heben, schön erglühend
Sich zu ihren Sternen hin.

Die Seelen schlafen, müd ist die Natur
Und grau und tot. Und nieder von den Zweigen
Rieseln die Blätter, und die Herzen schweigen
Und wandern einsam auf verlorner Spur.

Und Winde wehn und Winde, Winde wehn.
O Tod der Herzen! Und die Jahre gehn.
Die armen Seelen weinen in der Luft.
Wir aber liegen wachend in der Gruft.

In einen tiefen Brunnen blickt mein Geist
Und sieht auf seinem Grund ein Wasser blinken,
Und Sterne sieht er stehn auf seinem Grunde.
Und läßt die Erde, die so lieblich duftet,
Und schwebt hinunter an den dunklen Wänden
Des schwarzen Brunnens — und das Wasser schwindet,
Auf tut sich eine Welt, und eine Straße
Erstreckt sich durch Unendlichkeit gebreitet,
Und sieh doch, sieh, wie dort die Seelen wallen,
In langen feuchten Kleidern — — —

Nun ist es wieder Nacht, und wieder schmerzt
Mein Herz mich sehr, o Mutter, diese Stunde
Und hat nicht Ruh und Frieden diese Stunde
Und spricht und redet wie ein Kind im Traum.
Warum denn bist du still geworden, Mutter?
Ich hörte viele Tage deine Rede,
Die wie das Schweigen spricht und wie der Grund
Der leisen Dinge, die am Abend funkeln.
Nun aber hallt der Schlag von meinem Herzen
Mir schwer und seltsam von den Wänden wieder,
Die stumm und tot und traurig um mich stehn,
Und wie in Schlaf getaucht sind alle Dinge,
Darin ein leises Singen war am Tag.

Und immer hört mein Geist,
Wie eine Stimme durch den Abend schluchzt
Und laut und gellend ruft und dann die Nacht,
Die lange Nacht hin schweigt und bitter grollt,
Daß niemand sie vernommen
Und niemand ihr Erlösung in die Tiefe
Des Leidens trug und zu ihr stieg ins Dunkle,
Bei ihr zu wachen in der schweren Stunde,
Da aus der Welt des Lichtes Güte schied. —
Wie nun der Boden unterirdisch dröhnt
Von Finsternis und vom finstren Schritt
Der grauen Göttin, die ihr giftig Korn
In Seelen schüttet, daß sie rauschend gären
Und krank sind von der Dunkelheit der Welt. —
Und morgen wird die Stimme wieder klagen
Zu abendlicher Stunde in den Gärten
Des Leidens und der Todestraurigkeit.

Und wieder klagt die Stimme durch den Abend,
Was niemals über Menschenlippe kam.
Und tief erschrocken lauschen alle Wesen
Der tränenlosen Klage, und die Winde
Verstummen angstvoll und die Vögel schweigen
Und flattern scheu umher, und es erstarren
Die Blumen in den Beeten, und das Dunkel,
Das aus den Steinen quillt, steigt in die Büsche
Und lauert auf dem Weg, und alles zittert
Und bebt und krampft sich in selbst zusammen.
Und leiser wird die Stimme, und es strömt
In langgezogenen Tönen hin ihr Schmerz
Aus hellen Gärten in das weite Land,
Das dämmernde, das sich in Schleier hüllt
Und sich zusammenfaltet, sonnensatt
Und schlafestrunken, lang und tief zu ruhn,
Den Tau der Nacht auf müden Wimpern fühlend. —
Nun schweigt die Stimme, und ihr Schweigen ist
Nur tiefer noch und weher als die Klage.

Es steigt ein Stern aus einem dunklen Meer
Und blüht am Rand der schwarzen Wolke auf
Und leuchtet einsam überm dunklen Meer.
Und eine Seele schwebt am Ufer hin,
Und mit ihr spielt der Wind, und hin und her
Wirft sie der Wind am Ufer. Und die Seele
Sucht eine Straße übers dunkle Meer
Zum weißen Stern, doch Wellen nur und Wellen
Ertönen unter ihr und fließen fort,
Und keine Straße führt zum weißen Stern.
Und immer wehn die Winde, und die Wogen,
Erbrausen, und es leuchtet überm Meer
Der weiße Stern. Verweht ist nun die Seele.

Und wieder hör ich dich im Dunklen schrein,
Du Unerlöstes und Verzweifelndes
Im Weltenabgrund. O, wie klagt dein Ruf,
Dein grauenvoller, durch die öde Nacht
Und weint und fleht und wimmert und verstummt
In dumpfem Schmerz und windet sich empor
Und lodert gellend auf und schmettert sich
An die kristallne Wölbung dieser Welt,
Zerbricht und sinkt herab und liegt nun stumm
Und tot und ohne Rede, und das Schweigen
Schlägt über ihm zusammen.

Wie finster sich die Nacht herüberlegt
Vom schwarzen Wald und schwer und naß
und düster
Das Licht, das spät noch feiernde, zerdrückt!
Der Vogel flattert ängstlich im Geäst,
Und stumm und wie erschrocken stehn die Bäume
Vor diesem langsam schreitenden Gespenst.
Wo bist du hingeflohen, süßes Licht,
Du Schwester meiner Seele, die im Abend
Verlassen brennt. O, tief ist nun das Dunkel!

Und dunkel wird des Abends Stunde sein
Und ohne Trost, so weit das Denken reicht,
Und ohne einen Schimmer deiner Milde.
Und brennen wird ein Licht: ein Totenlicht,
Und blühen eine Blume: Totenblume,
Und aus der Tiefe tönen wird ein Lied:
Ein Totenlied, und Licht und Duft und Blume
Verwehen in der großen Dunkelheit.
Denn dunkel wird des Abends Stunde sein.
Und sprechen wird der Glocke ferner Mund
Um Mitternacht, und von den Wänden lösen
Wird sich ein grau Gebilde und im Traum
An meiner Seite knien und auf mich starren,
Daß mir der Geist in Schlafes Land erschrickt
Und hin und her sich wendet voller Not
Und Ruh nicht hat im Leben und im Tod.

Mir träumte, Ewige, einmal würdest du
Mir noch erscheinen auf der weiten Erde,
Und selig war ich über diesen Traum.
Und ging durch eine Wiese voller Blüten:
Da trat es weiß und lächelnd auf mich zu
Und grüßte mich mit immertrauter Stimme
Und ging mit mir und schwebte neben mir
Im goldnen Sonnenschein und klang in mir
Und lag in Hain und Wiesen wie ein Duft.
Lang war der Weg und hell das weite Land,
Und in den Lüften schwirrte ein Gesang,
Und Seen glänzten in der weißen Sonne.
Und dann — es sank die Sonne, eine Glocke
Klang durch die Nacht, zerflossen war das Licht.
Und von den Kissen hob sich's wie ein Duft
Und schwand hinaus ins Dunkle und zerging.

Symbol des Seins, das flackernd sich verzehrt,
Du Flöckchen Staub, du einsam brennend Licht,
Umweht von Finsternis, umrauscht vom Tode! —
Es ist die Nacht wie eine offne Wunde,
Aus der das Dunkel quillt in heißen Bächen,
Sich zu vermischen mit der Einsamkeit
Und mit dem Schweigen. Schwerer Duft des Lichts
Auf müden Augenwimpern, blasses Gold
Der stillen Kerze an den grauen Wänden!
Es blüht wohl eine Blume in der Nacht,
Und eine Quelle rinnt, und an der Mauer
Hallt's wie von einem Schritt, der sich ins Dunkel,
Ins Dunkel tief verliert. Und wieder klingt
Und klagt das Schweigen den Gesang der Nacht.
Und Kerze, Schritt und Blume, das bist du,
Du einsam glänzendes Gesicht der Seele.

Die Sonne ist hinunter, tiefer ziehn
Die Schatten sich herauf, und dunkel droht
Der Bäume Finsternis. Am Horizont
Wacht noch ein heller Schein, und wie ich schweigend
Hinauf mich träume in das hohe Licht,
Ist mir, als läg dein Auge über mir,
Dein müd geöffnetes, das bald sich schließen
Und bald hindämmern wird im Abendfrieden,
Einschlummernd wie ein Kind im Schoß der Mutter,
Die durch die Welten wacht. —
O helles Auge hinterm dunklen Baum,
Wer mit dir schlafen ginge tief und schwer
Und ohne Traumeswahn und ohne Sorge
Der Wiederkehr, die zu dem Schläfer schleicht
Und ihm das friedlich wandelnde Gewissen
Einholt am fernen Strand, es zu betrüben
Mit einem wehen Duft. — O müdes Lächeln
Am Abendhimmel, Auge der Geliebten,
Das einsam auf mir ruht und nun der Nacht
Taufeuchte Schleier niederfallen läßt
Auf seinen blassen, schweigsam-tiefen Blick
Gesenkt in diese Welt. — Schlaf, müdes Auge
Am fernen Himmel, schlaf, ich komme bald.

Sieh dort, dies Seelchen, wie es in der Glut
Der leicht bewegten Flamme lieblich tanzt,
Sich dreht im Kreis, das blaue Röckchen wirbelnd,
Mit weißen Armen winkt und goldnen Tau
Mit vollen Händen in das Dunkel streut
Und nun, da sein Gespiele schweigt, der Wind,
So still und heilig steht mit seiner Krone
Im goldnen Haar, daß sich die hohe Nacht
Vor seinem Thron in stummer Ehrfurcht neigt. —
Und dann — die Stunden rannen — was denn klagt
Von fern durch meinen Schlaf, und was denn klagt?
Bist du es, kleine Freundin, und ich seh dich
Zerrissen von der Nacht am Boden kauern,
Der goldnen Krone ledig und entblößt
Des Kleids von blauer Seide, rötlich schwelend
Und mit den Armen winkend nach dem Bruder,
Der dir nicht helfen kann, du arme Seele. —
Nun liegst du kalt und tot, und deine Schönheit
Schwand ganz dahin, und finster steht die Nacht
An deinem Grabe, hungrig nach der Speise
Der warmen Seelen. O, wer wagt es noch,
In Schlaf zu gehn, wenn niemand bei ihm wacht!

Was immer sein wird, ist und war,
Vielhundertfach, viel tausend Jahr,
Es rauscht und rinnt und rieselt fort
In Raum und Zeit, im Dann und Dort.

Und durch den Abgrund klingt ein Lied,
Und eine Blume welkt und blüht
Und blüht und welkt, und alle Zeit
Ist Wahn und Traum und Traurigkeit.

Glüht nicht ein Licht am dunklen Strand,
Ein fernes Leuchten und ein Land
Und eine Heimkehr aus der Zeit
In Frieden und in Wesenheit?

Verlisch, Herz, dunkles, grauer Schein
Ist all dein Kommen, Gehn und Sein.
Wie du, so sind wir alle nur
Ein Stück verwelkender Natur.

Ein Stück vom Tod, ein Traum von Licht,
Von Glück und Himmelsangesicht,
Ein Stäubchen Raum, ein Fünkchen Zeit
Und eine Welt von Einsamkeit.

Es spricht die Stimme wieder, einsam quält
Sich ein Verlornes heimwärts durch die Nacht
Und fühlt den Schmerz der Erde und des Himmels.
Und trifft an einen Abgrund tief und leer
Und ruft hinunter, daß die Felsen hallen
Und schauerlich die Finsternis erdröhnt,
Und wartet auf die Antwort, wartet lange,
Und ruft und wartet wieder. Und von fern
Erhebt sich ein Gestirn und gleitet funkelnd
In ruhevollem Wandel durch das All
Und flackert auf, entzündet von dem Geist,
Und blüht und leuchtet und verblüht und welkt
Und schwindet hin, ein brennend Meteor
Von Schmerz und Todesgrauen, und erlischt.
Und aus der Tiefe singt die Finsternis
Ihr ewig klagend Lied.

Und wieder quillt ein Stern und faltet sich
Die schöne Blume leuchtend auf zum Licht,
Und ihrem Kelch entquillt der Wesen Fülle
Und schwer und lieblich des Gedankens Duft.
Und es erwacht ein Ton von seinen Schwingen
Und klingt ins weite All und trägt ein Wissen
Hin zu den Fernsten, die am Ende wohnen,
Daß wieder sich ein Liebliches entrang
Dem Schoß der Ewigen Mutter, um den Weg
Des Werdens zu beschreiten und die Welle
Des Leids um einen Tropfen zu vermehren.
Und blühen wird der Stern und er wird welken,
Und seine Trümmer, nachts vorüberbrausend
An fremden Erden, werden Bilder wecken
Im Geist des Schlafenden, der träumend spricht:
Ging dort ein Wissen unter, das gewacht?
Und starb ein schönes Licht? Und welke Blätter
Zerstieben durch das All, vom Wind gefegt,
Der dumpferdröhnenden Notwendigkeit?
Und also auch mit mir, ich Zitternder,
Ich blasser Spiegel, drin der Sinn des Seins
Sich dunkel fing für eine Abendstunde,
Um zu verlöschen, wenn die Hohe Hand
Das Glas, das flüchtig bildernde, zerschlägt
Und seine Trümmer schüttet in das Nichts.
O Abgrunds Dunkelheit, o Thron des Todes!

Es treten Weise auf und wissen viel
Von deiner Kraft, du Dunkle, und sie sagen,
Du habest ein unsterblich Blütenjahr
Der Welt bereitet, und sie werde stehn
Am Ende wie ein Garten voller Licht
Und voller Schönheit steht in Blumen prangend
Und Unvergänglichkeit. Und alles Werden
Sei eine Straße nur zu dir und sei
Der Wesen Leiden eine Läuterung
Zu dir und sei kein Tod und nur ein Wandel
Zu dir und deiner Pracht und sei das Sterben
Der Irdischen ein himmlisches Erwachen
Der Überirdischen, und keine Seele,
Die je ein Stern gebar, verliere sich
Von deiner Hand, du Hohe Mütterliche,
Zurück in Todes Nacht und Einsamkeit.
Und deine Kinder werden alle stehn
An dieses Weges Ende, und das ärmste
Und dunkelste wird dir am nächsten sein
Und ruhn an deiner Brust.
Ich aber, Dunkle Mutter, weiß von dir:
Dein Schoß gebiert, und stets gebiert dein Schoß,
Und das Geborene geht hin und klagt,
Blüht auf und welkt und stirbt, und niemand kennt,
Was du geboren, denn die Mutter schläft.

Vom langen Schlaf der Zeiten und Geschlechter
Stehn nun die Geister auf und heben sich
Zu jenem Thron empor, der jenseits schimmert.
Sieh doch, den langen Zug, es wandeln schon
Die Genien im Glanz, und dort verschwindet
Der Letzten Trauer in der Dunkelheit
Aufqualmender Gestirne. Und zum Licht,
Wie sie sich drängen, nach Erlösung lüstern
Und Daseins Neugeburt und ewigem Sein!
Und wie sie ihre weißen Schleier tragen
In Hoffnung und in Glauben, aber manche
In Zweifel und in Wehmuts Müdigkeit,
Und hin sich kauern an den trüben Strom
Und gleiten lassen, was noch gläubig ist
Und Wille hat und Weg, indes die andern
Ein Lächeln nur und eine Schwermut haben
Und ein vorborgnes Wissen von dem Tode. —
Und durch die Reihen fernhin gellt ein Ruf:
Vom Weg seid ihr geirrt, ihr habt die Straße
Des Lichts verloren, wendet euch und betet!
Es zaudern die Verschleierten und beben.
Das Weltjahr rollt, und aus dem Dunkel wirbeln
Die neuen Sphären, glänzend von der Liebe,
Die sie gebar, und einer Blume gleich,
Die blühend sich erschließt im Sonnenstrahl.
Die alten aber sinken in die Nacht,
Und ihre Trümmer wehn ins Namenlose.
Und also ist der Weg der Ewigkeit,
Und ohne Ziel und Ende ist der Weg.

Und wie der Mond nun hohen Glanz gewinnt
Und übers Tal hinschaut mit feuchtem Auge,
Wenn alle Lichter matt im Nebel blinken
Der silberbleichen Erde und die Wand
Der fernen Berge dunkel droht und heller
Der Himmel über ihr und aller Duft
Der Ferne schwebt und fließt und Licht und Dunkel
Sehnsüchtig streben überm Sternenhimmel,
Der drunten brennt im Tal, als wärs ein Spiegel
Umflorter Grenzenlosigkeit, darin
Der Geist zum Rätsel ward und zum Geheimnis
Der Seele dunkler Kern, der funkelnd brennt
Am düftereichen Hügel in der Stille
Des Abends und der großen Einsamkeit.

Wer stellte mich in dieses dunkle Haus
Und gab mir dieses Licht und dieses Wissen
Und diese Sehnsucht nach Unendlichkeit?
Wer legte mir ins Herz den süßen Strahl
Der Liebe und verbarg mir hinter Schleiern,
Wonach die Seele schluchzt? Wer hieß mich sein,
Wer hieß mich atmen aus zerriss'ner Brust
Zum Ungenannten und zum Namenlosen?
Wer malte diesen Himmel über mir,
Den meine Hände nie ergreifen werden,
Und läßt den Abend glänzen und den Morgen
Zu meiner Qual und funkeln in der Nacht
Die helle Krone der Unendlichkeit?

An dein erhabnes Ohr, du Rauschende,
Erheb ich meinen Ruf, denn groß und dunkel
Ward, was da leidet in mir, Ewige.
Es quillt heraus von mir und breitet sich,
Hin über alles Sein. Es löscht die Sonne
Am Himmel aus und dampft, ein schwarzes Meer,
Ein wogendes, von Blut und Gram und Sünde.
Erlösung ruft es und es ruft Erlösung
Und immer lauter ruft es, und es brandet
Und bricht sich schmetternd an dem eignen Schmerz.
Und aus der Tiefe wühlt es sich empor
Und spritzt zum Himmel, und der nackte Grund
Klagt in die Sonne, und es wallt zurück.
Und wogt und wogt.
O lösch es aus, das Ewigwogende,
Und laß den Sturm, den wühlenden, verstummen.
Und gieße deinen Frieden auf die Flut,
Unendliche, o du Unendliche.

Wie bist du ohne Namen, Dunkle Mutter,
Am Grund der Welt mit ewigem Geiste flammend
Und hin und her dich wendend durch die Zeit.
Es quellen Bilder auf, es fließt ein Strom
Unendlicher Gestalten dir vom Herzen
Und gleitet in die Nacht, um dort zu sein.
O sieh, wie sie entflackernd prächtig rauschen
Ins All und mit gewaltigem Flügelschlag
Den Raum zerteilen, werdend Sein zu bilden
Und wieder auszulöschen in die Nacht,
Die himmlischen Äonen und Gesandten!
Es rollt ein Donner, und es blitzt ein Schein,
Und düster steht ein Brand am Horizont
Von fremden Welten, die in Flammen gingen.
Nun quillt sehnsüchtig Leben aus der Nacht,
Nun brechen Sterne auf, nun schwebt ein Duft
Von Seelen um erloschne Himmelskronen,
Nun ist die heilige Stunde, wo der Geist
Aus seiner Hülle loht und von sich haucht
In Bildern seine Pracht.

Führst du noch den goldnen Reigen,
Mutter, durch den hohen Saal?
Läßt du noch aus deinem Schweigen
In die Welt herniedersteigen
Stern und Geister ohne Zahl?

Aus dem Abgrund aufgestiegen
Komm ich der Unendlichkeit,
Und ich seh im Abend liegen
Deine Krone und sich wiegen
Deines Mantels Herrlichkeit.

Eine Wehmut ohnegleichen
Quillt aus meiner Einsamkeit:
Deine schönen, seelenreichen
Erden blühen und verbleichen
Heute wie in alter Zeit.

Von dumpfen Glocken aus dem Schlaf gerührt,
Dem Ewigen so nah, das dröhnend schwingt
Durch Hallen und Gemäuer:
Sieh diese Mönche, wie sie träumend kommen
Vom süßen Schlaf in ihren Kammern, taumelnd
Zu knien im Dom, wenn Orgelton erklingt
Um Mitternacht, und wieder aufzustehn
Und von dem Schein der ewigen Lampe fort
Ins Dunkel ihrer Zellen sich verlierend
Und unter Tags nicht wissend von der Nacht
Und ihren Wundern — —
Und so auch wir. Vom Schlaf in dumpfer Zelle
Wankt unsre Seele wieder in den Schlaf
Der Weltnacht und des Schweigens. —
Doch zwischen beiden Nächten schwebt ein Glanz
Von Lichtern, die im dunklen Dom der Welt
Stillherrlich brennen, braust uns ein Choral
Von Sturmesorgeln, und in Blütenkelchen
Entzündet sich des Weihrauchs blauer Duft.
Und auf den Lidern süßen Tau des Schlafs,
Aus dem wir kommen und in den wir gehn,
So feiern wir, wenn uns die Glocke ruft,
Die mitternächtlichen Vigilien
Des irdischen Lebens. Dunkel ist das Sein,
Und kein Erinnern bleibt an diese Wunder.

Wir schlafen alle tief und träumen schwer
Und gehn im Traum durch nie gekannte Länder
Und kennen Menschen, Städte und Gebirge
Und kehren wieder heim und sind nicht mehr.
Doch manchen ist's gegeben, daß sie träumend
Sich sondern von sich selbst und staunend wissen,
Wie ihre Seele bildernd sich bewegt,
Das Universum aus sich selber nimmt
Und hierin, dorthin wirft und wieder fängt
Den selbstgeworfnen Ball und ruhelos
Am Abgrund spielend Rätsel über Rätsel
Ins Helle wirft. Und so die lange Nacht.
Bis daß die Kerze stirbt in Träumers Hand
Und seine Kraft verblaßt und hin sich wendet,
Des Spieles müde und der lauten Farben,
Und sinkt und lächelt und sich müde breitet
Zurück ins Namenlose, daß nur Klang
Und nicht mehr Farbe ist und nicht mehr Schein,
Und zieht und gleitet, ein uraltes Lied,
Zur Mütterlichen.

Und also ward auch ich zum hellen Auge
In meiner tiefen Einsamkeit und sah,
Wie sich der Ring der Rätsel dunkel schob
Am grauen Grund der Welt und tönend ging
Und mich umgab, und wie sie aus dem Leeren
Herüberwinkten und geheimnisvoll
Zurück sich bogen, diese aber standen
Und auf mir ruhten und mit einem Schweigen

An meiner Seite lagen ohne Licht
Und ohne Liebe, ernst und fremd und groß
Und dunkel und gewaltig, bis die Angst
Des Weltenschrecks mich schlotternd faßte, daß ich
Am Abgrund wimmernd lag, vom Donnerspruch
Des Ungeheuren innerlich gerüttelt:
Es sei kein Tod und nicht Erlösung sei
Noch Wissens Untergang in Ewigkeit
Und keines Wesens Liebe um mich her,
Nur Frost der Angst und irres Rätselauge
Und Einsamkeit und Weltverlorenheit.

Nun aber weiß ich, daß ich sterben werde
Und nicht mehr sein. O süßer Trost der Müden.
Das Licht wird löschen, und ich werde ruhn
Im Schoß der Mütterlichen, wissen nicht
Von mir und von der Welt; so tot, so dunkel
Werd ich dann sein, und was in mir gewußt,
Wird fortgeflossen sein aus meiner Brust
Und wird nicht reden mehr und nicht mehr klagen.

O Mutter, tu die milden Hände auf,
Laß einen Tropfen fallen durch die Sterne,
Der meiner Seele dumpfen Hunger stillt.
Erkenntnis heißt das süße Brot der Müden,
Die sich zu dir gewendet und nicht ruhn,
Bis sie die heil'ge Speise hingenommen
Von deiner milden Hand, du Hohe Mutter.

Wir blühn und funkeln, wenn der Frühling funkelt,
Und flüstern in der Nacht und in der Sonne
Und welken wie die Blätter an den Bäumen
Und fallen ab und flattern fort im Wind.
Und rascheln auf der Straße viele Tage
Und finden einen Winkel an der Mauer
Und ruhen unterm Schnee den langen Winter
Und modern und vermodern und zerbröckeln
Und werden wieder Asche, wieder Staub
Und wandern wieder, wenn die Winde wehn
Des neuen Jahres, wandern, wandern, wandern.

Mater Mundi

Die Harmonie der Sphären
Vollendet ihren Lauf.
Von ewigen Altären
Hebt nun die Nacht die schweren
Feuchten Schleier auf.

Und bis zu den fernsten Grenzen
Erschauert der Weltenball,
Die Himmel stehn und glänzen,
Mit nie verwelkenden Kränzen
Schmückt sich das schweigende All.

Ich schau die seligen Funken
Der Welten über mir,
Die Erde ist versunken,
Von ewigen Bechern trunken
Zittert mein Geist nach dir.

Ein stiller Morgen schreitet nun herauf,
Und alles liegt in Schönheit und in Frieden
Und ausgeruht vom langen, langen Schlaf.
Ein neues Herz schufst du mir, Hohe Mutter,
In dieser Nacht, ein Herz, das nicht mehr trauert
Und wieder Kraft verspürt, sich tief, o tief
In dein Geheimnis, Himmlische, zu weben.
O süße Andacht der geweihten Stunde,
Da aller Staub von meiner Seele sank
Und sie gebadet, hell vom tiefen Schlummer
Zum Throne der Erhabnen hin sich kehrt. —
Ich seh dich, Weltdurchwebende, wie du
Am Grund der Dinge einsam waltend ruhst
Und von dir sendest einen Strahl des Lebens
Der funkelnd über Stern und Welten rieselt.
Ich seh dich, Gute, wie du prächtig schreitest
Im langen Purpurkleid, und deine Hand
Matt schimmernd durch den Abend hin sich streckt
Zum weißen Stern und zu des Mondes Silber,
Der einsam sich vom grauen Tal erhebt,
Das Licht der Armen und der Trost der Müden.
Ich seh dich, Frohe, wenn du auferstehst
Im Morgengrauen über Fluß und Wiesen,
Wenn sich Orion neigt und sich zerteilend
Der Nebel schwillt und Busch und Strauch durchzieht.
Ich seh dich, Hehre, wenn am hohen Tag
Dein strahlend Auge weltumschauend rollt
Über des Himmels ehernes Gewölbe
Und deines Mantels blaue Seide funkelt. —

Doch find ich noch ein Wissen tief in mir,
Das Schlafes Tau nicht ausgelöscht und das
Den Tag durchbrennt mit stillgeheimer Glut.
Ich sah dich, Namenlose, wie du stiegst
Von deinem ewigen Thron, den blauen Glanz
Und Purpur deines Mantels von dir tatst,
Aus deiner Hand die Sternenkrone legtest
Und dich herniederwandeltest zu mir.
Da standst du weiß und lächelnd auf der Schwelle
Im hellen Kleid der irdischen Menschlichkeit
Und sahst mich an mit deinem tiefen Auge
Und sprachst: „Nun will ich wohnen in der Nacht
Der Erde eine Stunde oder zwei
Bei dir, du Menschenkind, dich zu erlösen.“ —
Dem Nebel gleich, der in der Dämmrung fällt,
Sinken die Jahre.
Von meiner Schwelle bist du hingerauscht
Zurück in deine Halle. Doch das Haus,
Drin du gewohnt, steht noch im Erdendunkel
Und leuchtet in der Nacht von deinem Glanz.
Und schweigend wohne ich in diesem Hause.

O Mütterliche, endlich nimmst
Du von mir dieses Schleiers Nacht.
Vom tiefen Schlaf bin ich erwacht
Und seh, wie du im Lichte schwimmst.

Bin froh an dir, bin hell von dir,
Bin wie ein Spiegel und Kristall,
Darin das grenzenlose All
Erglüht von dir, erglänzt von dir.

Bin einer Harfe Saitenspiel,
Darin des Himmels Bläue klingt,
Dein ewig Denken rauscht und schwingt
Von dir zu dir im Saitenspiel.

Ich bin ein Auge, hell und blau,
Das du am frühen Schöpfungstag,
Da noch die Welt in Dämmrung lag,
Aufschlugst zum Licht und Himmelstau.

Wenn ich vergeh, zergehst auch du,
Wir schlafen beide tief verhüllt
Und wissen nichts von Schein und Bild,
Sind Traum und Dunkel, Todesruh.

Und wandeln fern und namenlos
Mit tief verborgnem Angesicht
Und wachen wieder auf zum Licht
Auf neuen Sternen, still und groß.

Und du auch bist nicht fern, ich fühle dich,
Wie du im Abend wandelst um das Haus
Und bei den Lilien stehst im stillen Garten,
Als ihre Schwester schlank und weiß wie sie,
Und deinen Duft mir sendest in die Kammer
Wie einen leisen Gruß, damit ich wisse,
Du seist und seist nicht fern und seist mir gut.
Ich aber schau nicht auf und tret nicht hin
Zu deinen Lilien, blühn sie doch in mir.
Nur leise lausch ich, wie du weiterschreitest
Und durch die Nacht dich wandelst und im Duft
Der Linde wohnst und atmend dich bewegst,
Ein süßer Weihrauch durch die Blätter sickernd.
Und wie die Stunden gehn, die Stunden gehn,
So bist du hingeflossen in das Plätschern
Des Brunnens, und du redest lauter mir
Aus alter Zeit und von dem Glück der Tage,
Die nicht mehr sind. Und tief noch in der Nacht,
Wenn alles stumm geworden und mein Geist
Sich längst in Traum verlor, seh ich dich noch
Am fernen Himmel ziehn im weißen Stern,
Der blaß und blasser wird und nun verweht,
Wenn die Unendliche erwacht im Glanz
Des neuen Tags.

Die Sonne ist hinunter, und das Licht
Kämpft nun den müden Kampf mit einer Nacht,
Die grau und schwer aus Busch und Sträuchern quillt
Und wie aus Wunden sickert, die der Tag
Der alten Erde schlug. Die Nacht wird siegen
Und aller Glanz der Ewigen vergehn.
Und kommen wird ein Schmerz, und kommen wird
Ein Duft von Blumen, und die alte Zeit
Wird kommen mit der Nacht, und mit der Nacht
Wird auch ein Lächeln kommen und ein Gruß
Der Ewig-Mütterlichen. — Sieh, mein Herz,
Was geht dort leise funkelnd durch den Hain,
Steigt auf und nieder, und es leuchtet dir
Mit grünlich-goldnem Lämpchen, und es spricht:
Ich bin bei dir und leuchte; mög dein Fuß
Nicht straucheln, Wandrer, wenn du heimwärts gehst.

Der Tage tiefe Sehnsucht spricht zu mir:
Schon geh ich hier im Glanz, schon bin ich selig
Wie die Unendliche. Und du, wo träumst du,
Wo krankst du noch, an welchem grauen Sein?
Und kannst dich nicht von deiner Wunde lösen
Und nicht dich auftun zu mir in das Helle?
Du armer Träumender, ich bin so groß
Und weit und strahlend immer fortgeschritten,
Und du stehst drunten noch am fernen Tor.
Wie ist dein Fuß so müd und will nicht schreiten,
Und harrt gefesselt wie im Fiebertraum
An einem Stäubchen Welt. O, tu dich auf!
Ich reiche dir von ferne meine Hand,
Die weiße, schimmernde, in deiner Welt
Tiefblaue Dämmernis. Nimm doch die Hand,
Du Auserwählter, sie erstrahlt nur dir!
Hab ich nicht mein Unendliches gegossen
In deine Finsternis und durch dein Wesen
Die Fülle meiner Schönheit ausgetan,
Daß du nun lebst und atmest nur in mir
Und ganz von mir durchklungen und durchglüht
Am Rand der Erde schwebst, ein blasser Funke
Von meinem fernen Himmelsthron zu sehn?

Des Tages Blüte löst sich aus der Nacht
In Duft und Schönheit los. Die Nebel ziehn
Und fließen an den braunen Hügeln hin.
Wie dunkle Wände stehn die Wälder dort,
Und aufgerissen starrt ins helle Licht
Das steinerne Gerüst der Felsgebirge.
Und über allem schwebt dein großer Tag.

Wie lieblich klingt am Tag, was feierlich
Am Himmel sprach bei Nacht! Unendliche,
Der Schatten deiner Zartheit weht zu mir
Im Duft der blühenden Linde, die von Bienen
Umsummt im goldnen Licht des Himmels feiert.
O süße Botschaft, honigschwer und schmeichelnd
Dem sattgewordnen Herzen, wenn der Tag,
Der lange blaue Tag der Sommerwonne
Vorübergleitet, eine helle Wolke
Am Himmel meines Seins! Es blüht mein Herz,
Es blüht und duftet in das weite Licht,
Und dunkler Staub ist wach am Ewigen.

Im süßen Duft der roten Rosen,
Der Nelken und Lilien, wie redest du?
Du Feierliche, hast leise Sprache
Der Lieblichkeiten und strömenden Güte
Für Herzen gefunden, die lang dich suchten
Und deiner Stimme unendlichen Klang. —
Im Summen der Bienen, in blühender Linde,
Am blauen Tage, wie redest du?
Um tropfende Becher, von Honig schwer,
Drängt sich die Sehnsucht der summenden Herde,
Vom duftenden Tisch die Speise zu naschen,
Aus dunklem Staube am Licht gegoren
Und hingegossen aus tausend Kelchen
Zur heiligen Nahrung am hohen Tag! —
Du Glanz des Himmels, wie redest du?
Ich ströme aus Tiefen, ich klinge und rausche:
Steh offen am Licht, von der ewigen Liebe
Emporgetragen zum seligen Schauen
Von meiner Schönheit und meinem Schimmer. —
Ihr aber, ihr Wesen, die drunten branden
Am grauen Ufer des ewigen Werdens,
Auch euch ein Tag, auch euch ein Wissen
Im späten Licht, wenn meines Wachsseins
Erschauernde Sehnsucht längst abgeklungen
Und hingeschwunden im Traum der Welt.

Ein Feuer steht am schwarzen Thron der Nacht,
Das glüht und duftet blasse Weihrauchbrände
Zur Königin empor, die ihre Hände
In Frieden breitet über seine Pracht.

Holder Gefährt der Seele durch die Nacht,
Vor deinem Schimmer teilen sich die Wände,
Auf tut sich eine Straße ohne Ende,
Und alles Dunkel flieht vor deiner Macht.

Ich folge nun, wohin dein Strahl mich weist.
Wenn sich mit dir der Seele Glanz verbündet,
Dann fällt herab, was Staub und Asche heißt.

Auf glüht das ewige Sein, in Licht gegründet,
Zum Namenlosen wandelt sich der Geist,
Und heilig Wissen steht in ihm entzündet.

Wie ein Geheimnis bricht es durch die Nacht,
Der Wissen tiefstes, und es glüht von ferne
Und schwimmt hernieder mit dem Licht der Sterne
Und hüllt mein Aug in eine tiefe Pracht.

Tatst du dich auf in mir, geheimes Ur,
In Wahn und Bilder manchen Viels zersplittert?
Von deinem Lichte innerlich erschüttert,
Erbebt in ihrem Grund die Kreatur.

Und wie der Flamme gottestrunkner Schein
Den Felsenbau der Finsternis zerspaltet
Und aus der Tiefe zu den Sternen waltet,
So ragst du, Ewige, in mein dunkles Sein.

Ich stieg im Wahn des Traums hinab zu dir,
Du Dunkle Mutter, und erkannte dich,
Wie du am Grund der Welt im Nebel schufst
Und ein Hinrauschendes von dir gebarst,
Das fort sich zeugte durch das Grau der Zeiten.
Und an das heilige Brausen trat ich nah
Und hörte eine Stimme dumpf und groß,
Die sprach: „Geh hin und SEI!" — Und bebend löste
Ein Wesen sich und WAR und sprang dahin
Im Strom des Werdens. Auf den Wellen schwamm
Ein Bild von Schönheit, schlafend fortgeführt
Im trüben Fluß, die Wanderung anzutreten
Durch viele Alter bis hinauf zum Stern
Des Lichts und der Erkenntnis, der das Tor
Zum Ewigen erschließt. Und dieses Bild
War mir nicht fremd, und schauernd neigt ich mich
Hinab zum Strom und sah die Fließende,
Wie sie noch glänzend von der Hand der Mutter
Und lächelnd war und träumend und umrauscht
Von Wesen und Gestalten ohne Zahl,
Bis sie im Düstern schwand. Geh hin und SEI!
Und steige einen langen Weg hinauf,
Das große Weltjahr rollt, und du und ich,
Wir werden uns begegnen auf dem Stern
Der Liebenden, und aus dem Grau der Nacht
Wirst du erstanden sein, du Strahlende,
Und wirst nicht mehr vergehn.

Was ist denn Tod? Wär nicht der Schlaf, sein Bruder,
Wir wüßten nicht, was Tod und Sterben heißt.
So aber ist das halbe Leben Tod
Und süßes Nichtsichwissen in dem Schoß
Der heiligen Dunkelheit, wo Seelen gern
Und friedlich wandeln an dem weißen Strom
Des namenlosen Werdens. Aber sieh,
Wie sie erschrecken, wenn der einen Glanz
Verblaßt und ihre helle Blüte dorrt
Und sie ein Wind verweht ins wache Leben,
Wo sie sich fröstelnd in den Körper schmiegt,
Erbebend vor dem Klang und vor dem Licht,
Das ihren Frieden brach und ihre Schönheit.

Nun wissen wir, daß Tod nichts Bittres ist,
Nur Einsamkeit und Schweigen, und die Herzen,
Die sich dem Tod ergeben, arm nicht sind,
Nur leiser brennen und mit blasserm Schein
Als die lebendigen und oft so toten.
Und daß des Toten dämmerndes Gewissen
Den tiefern Frieden hat und kaum ein Leid
Und eine Wehmut niedertaut zu ihm,
Dem Lächelnden und Guten.

Nun heb mich auf, Unendliche, erlöse,
Was du von dir gebarst, zurück zu dir.
Nicht will ich flackern mehr am trüben Strand,
Wo viele Seelen wehn und ihren Jammer
Hinhauchen in den Wind der öden Stunde,
Die immer tropfend in sich selbst zerrinnt.
Ein will ich gehn, Erhabene, zu dir,
Mich träumend schmiegen in des Mantels Falten,
Der in die Welt herniedergleitend fließt
Und weich und dunkel ist und voller Duft,
Und wissen, daß dein Herz nicht ferne schlägt
Und daß die warme Welle deiner Liebe
Herniederrauscht, o Mutter, bis zu mir,
Der sich der langen Wanderung entrungen
Und sich verloren hat in deine Güte
Und nicht mehr traurig ist und nicht mehr leidet,
Wie die da unten, die wie Schatten sind
Und durch den Tod sich wandeln, bis ihr Name
In einen Schall zerfällt, der an den Säulen
Von deinem Thron verhallt.

Die Nacht ist wie ein tiefes Meer,
Das wogt von Welten weit,
Und Geister rauschen drüberher,
Und von den Sternen taut es schwer
Wie Tod und Einsamkeit.

Und ringsumher und überall
Ein Schauern und ein Klang
Und Ruf und Hall und Widerhall
Und ein Geflüster durch das All
Und fernher ein Gesang.

Und irgendwo ein Wandeln geht
Durch lange graue Zeit,
Und wie ein Schatten fließt und weht
Ein Traum, ein Lächeln, ein Gebet
Und eine Seligkeit.

Und fern am Himmel stehst und glühst
Du Bild vom ew'gen Sein,
Und wie das Dunkel von dir fließt,
Hebst du dich auf und blühst und blühst
Ins Morgenrot hinein.

Ich trete, Unergründliche, im Geist
Vor deinen Thron und küsse tieferschauernd
Den Saum von deinem fließenden Gewand
Und spreche, mich in Demut vor dir neigend:
Was schweigst du, Dunkle Mutter, auf dem Stuhl,
Der einsam ragt durch die Unendlichkeiten,
Und läßt die Seelen weinen durch die Welt,
Wohin der Wind sie weht und ihr Verhängnis,
Und hebst die Hände nicht, um sie zu lösen
Von ihrer tiefen Qual? Du Dunkle, sprich:
Warum sind wir nicht ewig wie du selbst,
Warum verflochtest du der Wesen Glück
Mit dieser Finsternis und diesem Wissen
Vom Tode?
Und wie ich sprach, da lächelte die Mutter,
Und ich erwachte: Sonne vor den Fenstern
Und Windes Flüstern in den Birkenkronen
Und Vogelstimmen, zarter Bienenton
Und blauer Himmel und Unendlichkeit.

Ein Zweifel fiel mich an, du Hohe Mutter,
Und ich verkannte dich und deine Kraft
Und ging in Schmerz und Irrtum viele Tage.
Da sah ich, wie zum Nest der Vogel trug,
Die Brut zu speisen, wieder flog zum Acker,
Den Landmanns Pflug durchstrich, und wiederkehrte
Und so den Morgen hin und ohne Rast.
Und wie ein Nebel fiel's von meinem Geist,
Und durch der Wesen Schleier sah ich dich,
Wie deine Liebe sich in Vogels Flattern
Vom Nest zum Feld bewegte und vom Feld
Zurück zur Brut, der leise zwitschernden.
Und sprach zu mir: Was diesen Fittich hebt
Und auf und nieder faltet, daß er schwirrend
Die Luft zerteilt und zartes Leben fördert,
Ist nicht vergänglich. Schweig und bete an.

Dereinst, Erhabne, werd ich bei dir wohnen
Und werde wissen, wer du wahrhaft seist,
Du Gute und du Schöne und du Reine.
Nicht mehr wird rauschen zwischen dir und mir
Der trübe Strom der flutenden Gefühle,
Der unser Wissen in die Tiefe reißt
Und eine breite Straße voller Trauer
Durch unsere Tage legt und still nicht steht.
Du Wunderbare, tu dich auf und nimm,
Was dir gehört, und schling in dich zurück
Die blassen Schauer dieser Erdenheit
Und bade meine Seele rein vom Staub
Der Weltenwanderung und hülle sie
In die geweihte Pracht des Ohnegleichen,
Daß sie erglühend fließe in den Glanz
Und hin sich brausend wende in das Eine
Und Endelose über allem Sein.

Du Stern, du leuchtender, im Diadem
Der Unergründlichen, wie hast du lieblich
Dein Licht heraufgetan durch diese Dämmrung!
Es geht von deinem Glanz ein leiser Weg
Herab in meine Seele, und ich schreite
Und komme langsam auf dem leisen Weg
Und steh und zaudre, und ich komme wieder
Und bin nicht ferne mehr von deinem Glanz,
Und Nacht und Dunkel ist nicht mehr an mir.

Es klingt die Nacht, es rauscht wie ein Gesang
Durch Erd und Himmel hin, es klingt und rauscht.
O, heute schweigst du nicht, o, heute spricht
Dein lauter Mund zu mir, hellrufend schwingt sich
Von allen Sternen deiner Stimme Ton,
Und alle Sterne sind wie eine Harfe.
Auch ich bin eine Harfe in der Nacht,
Im dunklen Hause tönend von dem Wind,
Der fernher weht, und rausche auf von dir,
Unendliche, o du Unendliche!

Ich seh dich nun von fern, durch dieses Schweigen
Gehst du wie ein verlornes Lächeln hin
Und schwindest abwärts in das tiefe Grau
Des Nieerkannten. Noch von einer Welle
Von Licht umspült bewegt sich dein Gewand
Im leisen Wind des Schreitens, und dann seh ich
Dich blasser werden, winken mit der Hand,
Du Kind der Sonne. — — —
Es fällt ein Schleier, und ein Duft verlöscht
Und löst sich in ein Fünkchen Asche, draus
Ein Rauch aufgeht, der wächst und fließt und schwillt
Und glänzend wird und auf sich hebt ins Reine
Und fernhin schwebt wie eine weiße Wolke.
Und durch den Grund des Himmels klingt ein Ton:
Ich stieg vom ewigen Thron auf deine Erde,
Die fernste Schwelle meiner Liebe, nieder,
Ich suchte drunten dich im dunklen Haus
Ich habe dich mit meinem Licht umfangen,
Ich habe dich geliebt, du bist erlöst.
Sei du nun hell, sei du nun wie ein Stern,
Von meiner Liebe strahlend und den Kindern
Der Erde leuchtend, sei nun selig du,
Bis daß mein Wort dich ruft, bis ich ertöne
Und auf dich führe in das Namenlose,
Darin ich wandle, wohne.

Ich schließ die Augen und ich höre dich
Durch diese Zimmer gehn und seh dich lächeln
Und fühle, wie du rein und lieblich bist,
Gottmutters Kind, und wie auf deinem Haupt
Die unsichtbare Krone heimlich funkelt
Und dein Gewand von leiser Schönheit knistert.
Und hör dich lauschen an der Tür und fühle,
Wie sich mein Herz nach deiner Gottheit drängt,
Erlöserin und süße Heilandsbotin!
Unendliche! Und wieder tauch ich schauernd
Hinunter in dein Dunkles, beuge mich
Vor deiner Schönheit, und ich steige dann
In deinen Himmel, Kind und Heilige.

Ihr leisen Winde im zitternden Grün
Der wehenden Birken, ihr zarten Blätter,
Glitzernd im Golde des sonnigen Tags!
Du stille Bläue des weiten Himmels,
Der durch die Zweige schimmert und grüßt,
Ihr weißen Wolken in segelnder Fahrt
Hoch über der Erde, du klingendes Herz
In ewiger Sehnsucht nach ewigem Licht! —
Und Frieden ist heute und Glück in der Welt,
Und das alte Grau versunkener Jahre
Liegt fern in der Kammer, und offen steht
Die schimmernde Schale des wachen Seins,
Zum Himmel geöffnet, zum blauen Äther,
Der um den Thron der Seligen Mutter
Im Jubel brandet, ein funkelndes Meer.

Ich ging durch eine lange Nacht,
Unendliche, und bin erwacht.
Du hast mich durch den Schlaf geführt
Und treulich an das Licht gebracht.

Du schrittest dumpf und feierlich
Durch mich hindurch; da hörte ich
Von ferne deinen Schritt in mir
Und bin erwacht und steh vor dir.

Und seh dich lächeln, fern, o fern,
Durchs Morgenrot, im Abendstern,
Und fühle deine tiefe Glut
Auf meinem Geist: o, du bist gut!

In meines Wissens reinem Licht
Glüht dein Geheimnis auf und spricht
Und wird sich hell bewußt und klar,
Was ewig sein wird, ist und war. —

Und morgen wird ein Dunkel sein,
Mein Herz voll Trauer und allein.
Wie blaß das Licht im Innern brennt,
Verrauscht das Fest, der Tag zu End.

Und wieder aus blau Himmels Tau
In Welt hinunter, Todesgrau.
Hell war der Tag, komm süße Nacht,
Ich war ein Licht, ich hab gewacht,

Ich hab gesehen und geschaut
War Ton und Sonne, Licht und Laut,
Und geh nun wieder aus der Zeit
In Frieden und Unendlichkeit.

Da ist ein Lächeln und ein wunderbares
Und dunkles Lied und Raunen in der Nacht,
Das singt und singt und singt:
„War lang ich in der Welt, o, war ich schön,
O, war ich weise? Und nun ging ich hin
Und bin nicht mehr, und wo ich war, da glänzt
Mein Bild noch in der Welt, mein Duft und Lächeln
Und meiner Harfe Ton; o, war ich schön,
O, war ich weise, Herz von meinem Herzen?“ —
Es fließt ein Duft von Rosen durch die Nacht
Aus fremden Gärten, und die Stimme singt:
„Zur Hohen Mutter stieg ich wie ein Opferrauch
An weißen Bergen hin, wenn am Altar zerschmolz
Im Feuerschein, was Staub und Finsternis an mir.
Nicht steh ich zitternd mehr im ungewissen Licht
Der Zwischenreiche und der großen Dämmerung
Glanz bin ich, einer weißen Wolke Fahrt im Blau,
Die aufwärts schwebt und in des Lichts Unendlichkeit
Hinjauchzend strömt, ein Duft am Thron der Ewigen.“ —
Und Winde wehn, und Winde, Winde wehn
Durchs dunkle Haus, und wieder klagend rinnt
Das Lied, das alte Lied: „O, war ich schön?
O Herz von meinem Herzen, bist du fern
Und klagend drunten in der tiefen Nacht
Und grau und dunkel, und ich seh dich nicht,
Und meine Schönheit dringt nicht bis herab zu dir.
Komm doch ins Licht, Geliebter, komm herauf zu mir!
Sieh, meine Arme breit ich weit und offen aus.
Zum Altar tritt und schwinde auf in meinen Glanz
Und sieh mich leuchten, wie ein Stern am Diadem
Der Unergründlichen.“

Es weht ein Wind und trägt herbei
Des Sommers süße Melodei,
Der Grillen Sang, der Gräser Duft,
Die goldne Lieblichkeit der Luft.

Der Himmel, blau und wolkenlos,
Steht offen, selig, tief und groß,
Und ein verborgnes Angesicht
Ich wach im weiten Himmelslicht.

Und alles flüstert, ruft und grüßt,
Drängt sich empor und weht und fließt
Und rauscht und singt. Und plötzlich dann
Steht alles still und betet an.

Und eine Rede ist im Ährenfeld
Von dir, du Mütterliche, die am Himmel
Im späten Glanz erlischt und auf die Wesen
Hinträufelt ihres Abschieds letzte Schönheit.
O sieh, wie dieser Halm sich hebt zu dir,
Du Ewige, im letzten Duft des Lichts
Die Krone wiegend und den Schimmer saugend,
Den du aus Himmels Abgrund niederschüttest,
Unendliche, auf sein gesegnet Haupt!
O selig Auge, o du Feierliche,
O laß mich wehn zu dir, die Hülle streif ich,
Den dunklen Staub von mir, schon bin ich leicht,
Schon gleit ich übers Feld, die Ähren rauschen
Und wogen unter mir, o Licht, o Licht!
Ich höre eine Stimme:
„Noch ist die Stunde nicht, noch harre hier
Am Waldesrand, in Erdenfriedlichkeit,
Bis daß ich deiner Seele Sehnsucht stille.
Und alsdann komme!“ — Halme neigen sich,
Und Grillensang ist wach, und lieblich schweben
Die Abendglockentöne übers Feld.

In diesem dunklen Haus, da redest du
Und bist nicht stumm, o Mütterliche, und
So wohn ich gern in diesem dunklen Haus. —
Ich ging umher nach dir, sah Städt' und Länder
Und hörte vieler Menschen Rede klingen,
Doch nie vernahm ich drin ein Wort von dir.
Und also blieb mir fremd der Städte Klang,
Und ohne Heimat glaubte ich die Menschen. —
Da kehrt ich heim und ging am Berg und sah
Die Lichter wieder funkeln durch das Tal,
Die Grillen hört ich zirpen in der Nacht,
Der warmen, stillen, und dort lag das Haus,
Das dunkle, in den Bäumen, und der Brunnen
Am Fenster rauschte. Nacht war in dem Haus,
Geheimnis, Wehmut und Vergangenheit
Und eine leise Rede wie von dir,
Unendliche! Nun hör ich deine Stimme
Durch alles Wesen, das da blüht und singt
Und durch den Abend duftet oder zirpt
Und seine Sehnsucht flüstern läßt vom Baum
Im Windeshauchen und in Brunnens Plaudern
Die Sommernacht entlang und in dem Wandel
Der weißen Sterne überm finstern Dach. —
Und also wohn ich gern im dunklen Haus
Und lausche viele Tage deiner Rede
Und bin voll Frieden und voll Seligkeit.

Ich hör dich, kleine Schwester, in der Nacht.
Dein Seelchen spricht zu mir, o wie es brennt,
O wie es wach und zitternd ist im Baum
Und singt und rauscht und mit den Flügeln schlägt
Und Sehnsucht fühlt und dumpfes Glück des Seins!
Du matt erglühter Staub, noch fern vom Wissen,
Und doch am Ende einer langen Straße
Aufblitzend und erschauernd und das Schweigen
Mit einem Klang zerteilend, leis und zart,
Von trunknen Flügeln schwirrend, die ein Krampf
Der Sehnsucht schüttelt, daß sie zirpend rauschen
Die Nacht entlang. Du Duft, du Flöckchen Welt,
Gott-Mutter fernstes Kind, du Harfenton
Der ewigen Liebe, die die Einsamkeit
Der Mitternacht erklingen läßt vom Glück
Der Traumestrunkenen, die noch kein Schmerz
Des Wissens angeweht. —
Nun bist du stumm
Und dunkel wie die Nacht, und meine Seele
Ragt einsam in das Grau des kühlen Morgens.

Und tiefer nun zu dir und seliger
In deinen Abgrund und in deine Liebe,
Unendliche, o du Unendliche!
Wie bist du voll und schwer, wie bist du rauschend
Von Fittichen, wie bist du voller Glut
Und voller Atem, Wogende! Zu dir
Entbrennt mein Geist in tiefem Glanz, zu dir
Zuckt mir der Strahl des Glaubens, und zu dir
Erhebt sich meiner Seele Traumesflut,
In Wellen stürzend, wogend.
Welt war ich, weltenweit und voll von dir,
Die du mich offen fandest, und du brachst
In meine Schluchten und erfülltest mich
Mit rauschenden Gewässern, und es dröhnten
Von deinem Schlag die Felsen meines Seins.
Und bin nun wach und liege, und ich lausche,
Wie du nun leiser wirst und flüsternd brandest
Und wie du schläfst und wie du lieblich bist
In diesem Frieden und in diesem Schlaf.

Den Tag verträumt und ausgetrunken
Den letzten Duft der Endlichkeit.
Grau sinkt die Nacht, der Sterne Funken
Sind hell und groß, und tief versunken
Lausch ich herüber aus der Zeit.

Und wie ein Licht, an Küsten funkelnd,
Dem Schiffer winkt durch Meere weit
Zum Heimatstrand, nur müder, blasser
Brennt mir der Geist am dunklen Wasser
Der Welt und der Unendlichkeit.

Und immer steht dein Reich und immer führen
Die Tage sich in Glanz und Duft herauf
Wie Könige zum Fest, und niemals ist
Ein Bettler drunter und ein grau Gesicht
In dieser lichten Reihe, Glut an Glut
Und Ewigkeit an Ewigkeit hernieder
Durchs Blau des Himmels strahlend und versengend
Das Aug des Sterblichen, das sich erhebt
In deinem heißen Strahl, Unendliche! —
Nun aufzutaun in dich und hinzurauschen
Mit deinem Fittich, o du Strahlende.

Und Nächte sind! Und tief in Purpur rauscht
Dein Fuß am Horizont. Und auf dem Scheitel
Brennt dir der weiße Stern. Und aus der Seele
Geht eine Straße mir in Licht gehüllt
Zu deiner Schönheit, und ich komme selig
Und schreite diese Straße auf zu dir,
Unendliche, o du Unendliche!

Da nun mein Leib erloschen liegt am Grund
Der Endlichkeit und keine Welle spielt
In seine stummen Tore und die Lichter
Das Rascheln und der Lärm der Sinnenwelt
Hinweggedämpft und nichts mehr übertönt
Das Schweigen der Unendlichen in mir,
Das feierliche, o, wie bist du groß,
Wie bist du hell und grenzenlos in mir,
Du fernhin Strahlende, ein blauer Raum,
Ein unergründlicher, mit Licht durchsilbert! —
Es schläft mein Leib, doch ich bin wach an dir,
Unendliche, o du Unendliche!

Und also bin ich wie ein Duft zu dir,
Stillselige!
Welch süßen Weihrauch zündest du in mir,
Welch heilig Feuer an, wie brenn ich tief
Von deiner Flamme und wie steh ich dir,
Ein lieblicher Altar, am fernen Ufer
Der grauen Sinnenwelt! Und aufwärts schwing' ich
Im weißen Wirbel mich und ziehe schon
Am hohen Himmel hin und schwebe fern
Und selig atmend durch das weite Blau
Und lande nun, ein Wölkchen Duft, an dir,
Unendliche, o du Unendliche!

Stillselige, ich habe nun mein Haus
Auf Erden abgebrochen, und ich bin
Ein Pilger nun zu dir. Noch weilt mein Fuß
Am fernen Strand, wo viele Schritte hallen,
Und wo die Straßen brennen von der Sehnsucht
Der Irdischen zu dir. Doch schreit ich fort
Und komme bald herauf und bin nicht dunkel
Und zitternd mehr und trage meinen Stern
Und meinen Purpur, und mein Herz ist groß
Von deiner Liebe und von deiner Pracht,
Du Herrliche, du Milde und du Süße.

Wir schweben wieder, Licht ist ausgetan
Und Himmels große Klarheit. Und an dir
Unendliche, sind unsre Wesen wach
Und wandeln sich aus Nacht und Nichts in Tag
Und Lebens Herrlichkeit und stehn gezeugt
Von deiner Kraft in heller Fülle da.
Wie glüht mir heut der Geist und dehnt sich aus
Nach jener Unermeßlichkeit! O du,
Die in mir drängt und wogt, Unendliche,
Nimm mich hinaus mit dir in jenes Weite
Und laß mich segeln auf der blauen Ferne
Mit weißem Kiel, wohin — ich weiß es nicht,
Ins Namenlose, aber stets zu dir,
Unendliche, o du Unendliche!

Und einmal noch zu dir, und einmal noch
In deine Hand, daß ich mich dunkel fühle,
Unendliche, o du Unendliche!
Du bist nicht tot mehr, bist nicht stumm und kalt.
Ich ahne, wie dein Auge voller Liebe
Auf meinem Wesen ruht, wie deine Hand
Mich wiegt mit leiser Güte, wie mein Herz
Aus deiner Tiefe Well' auf Welle trinkt,
Und wie sich über meinem Haupt bewegt
Dein feierlicher Wille, den ich stumm,
Und tief anbete. Also bin ich groß
Und hell und froh an dir Unendliche.

Die blauen Tage voll Unendlichkeit,
Sie fließen, fließen, Sonne, Duft und Glanz
Und Himmels Abgrund unermeßlich weit
Und leuchtend aufgetan. Mein Glück, mein Glück!
Und mir ein Schimmerndes in Geist und Sinn,
Das droben fährt im Kahn Unendlichkeit,
Die weißen Segel seiner Sehnsucht weit
Ins Licht gespannt und durch den Glanz getragen
Vom Wind der ewigen Liebe. Selig, Selig,
O, selig geht die Fahrt. Ihr Wesen alle,
O, kommt und schwebt mit mir. Zu Ende gingen
Die tausend Jahre eures Leidens, Licht
Ist angezündet, Himmel aufgetan.
Wir sind nicht dunkel mehr. Wir sind wie du,
Unendliche, o du Unendliche!

Und steh nun auf und greife nach dem Stab
Und schließe hinter mir das dunkle Haus,
Darin das Herz mir klang am Erdentag.
Und winke dieser Quelle, diesem Baum
Und schreite nun hinauf und schau zurück.
Sieh dort das blaue Tal im Sonnenduft,
Die stillen Berge, abendlich entzündet,
Die Linde und das Haus, das dunkle Haus,
In eine weiße Flamme eingehüllt
Von Sehnsucht und von Schmerz. Und höher nun:
Welch tiefes Rauschen dringt mir an das Ohr!
Sind das die Ströme schon, die jenseits brausen,
Und der Gesang der Sphären aus Kristall,
Die sich im Lichte wenden, und die Stimme
Der Unergründlichen, die hallend weht
Durch die Gewölbe der Unendlichkeit? —
Es stirbt ein blasser Stern am Horizont
Ins Dunkel hin; ich aber bin im Licht,
In Glanz und Seligkeit, ich bin bei dir,
Unendliche, o du Unendliche!

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

END O

PLE

REV

F REEL

ASE

VIND